

Meiner

Philosophische Bibliothek

Aristoteles' Metaphysik

Bücher VII(Z)–XIV(N)

Griechisch–Deutsch





ARISTOTELES' METAPHYSIK

Zweiter Halbband: Bücher VII (Z) – XIV (N)

Neubearbeitung der Übersetzung von
Hermann Bonitz

Mit Einleitung und Kommentar
herausgegeben von
HORST SEIDL

Griechischer Text in der Edition von
Wilhelm Christ

Griechisch-Deutsch

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 308

Der Abdruck des griechischen Textes erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Verlages B. G. Teubner, Stuttgart.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar über <http://portal.dnb.de>.

ISBN: 978-3-7873-1947-3

ISBN eBook: 978-3-7873-3198-7

4. Auflage 2009

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1991.

Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

www.meiner.de

INHALT

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE (Auszug) . .	VII
VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE	VIII
VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE	IX
EINLEITUNG ZUM ZWEITEN HALBBAND	XI
I. Der Ansatz der aristotelischen ‚Metaphysik‘ bei der Kategorien-Einteilung des Seienden . . .	XI
II. Zur Seinsanalogie in Aristoteles' ‚Metaphysik‘	XIX
III. Zur metaphysischen Bedeutung des ersten, unbewegten Bewegungsprinzips	XXVI

Aristoteles' Metaphysik

TEXT UND ÜBERSETZUNG	1
Buch VII (Z)	2/ 3
Buch VIII (H)	78/ 79
Buch IX (Θ)	100/101
Buch X (I)	136/137
Buch XI (K)	176/177
Buch XII (Λ)	234/235
Buch XIII (M)	274/275
Buch XIV (N)	336/337
KOMMENTAR	373
Buch VII (Z)	375
Buch VIII (H)	445

Buch IX (Θ)	460
Buch X (Ι)	497
Buch XI (Κ)	521
Buch XII (Λ)	547
Buch XIII (Μ)	589
Buch XIV (Ν)	599

REGISTER GRIECHISCHER BEGRIFFE UND EIGENNAMEN	605
--	-----

REGISTER DER HAUPTBEGRIFFE IN DER DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG	620
--	-----

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE (Auszug)

Der Kommentar folgt im 2. Halbband denselben Grundsätzen der Interpretation wie im 1. Halbband: Gestützt auf die modernen (im 1. Band zitierten), großen Kommentarwerke beschränkt er sich mehr, als diesen möglich ist, auf die metaphysischen Hauptgesichtspunkte des aristotelischen Textes (wobei er teilweise stärker als sie den Kommentar des hl. Thomas v. Aquin berücksichtigt) und verzichtet (auch aus Raumgründen) auf die Ausbreitung der (in den modernen Werken überwiegenden) philologischen und philosophiehistorischen Detailforschung. Er will dem Studierenden im philosophischen Seminar ein erstes Verständnis der Texte eröffnen und dem Seminarleiter Raum für eigene, weitere Ausdeutung lassen. Am ausführlichsten sind die Bücher VII–IX kommentiert wegen der inhaltlichen Schwierigkeiten des Textes . . . Ohne ein richtiges Verständnis dieser mittleren Bücher wird sich dem Studierenden auch nicht das . . . ‚Theologie‘-Buch XII erschließen, das von der ursächlichen Erforschung der sinnlichen, materiellen Substanzen auf eine unsinnliche, immaterielle (transzendente, göttliche) Substanz als deren erste Ursache zurückgeht. —

Daß nunmehr die zweisprachige, kommentierte Ausgabe von Aristoteles' ‚Metaphysik‘ vollständig vorliegt, haben das freundliche Entgegenkommen des Verlages B. G. Teubner und die großen Bemühungen des Verlages F. Meiner ermöglicht, ferner auch die so verständige Arbeit von Herrn Bojanovsky bei der Satzerstellung. Ihnen sei an dieser Stelle noch einmal aufrichtiger Dank gesagt . . .

München, August 1979

Horst Seidl

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die zweite Auflage enthält inhaltliche Korrekturen und Ergänzungen, die teilweise schon in der zweiten Auflage des ersten Halbbandes, S. LXIX–LXXII, vermerkt sind.

Da zwischen der ‚Metaphysik‘ und den ‚Zweiten Analytiken‘ des Aristoteles eine wichtige Beziehung besteht, auf die der erste Halbband in Einleitung und Kommentar wiederholt aufmerksam macht, sei hier auf meine ausführliche Kommentarausgabe der ‚Zweiten Analytiken‘ hingewiesen, die in der Elementa-Reihe (Rodopi, Amsterdam) erscheinen wird, sowie ebenda auf einen Band: Beiträge zu Aristoteles’ Erkenntnistheorie und Metaphysik; mit Besprechung von Sekundärliteratur.

Nijmegen, Oktober 1983

Horst Seidl

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE

Für die vorliegende Neuauflage wurden weitere inhaltliche Verbesserungen in Einleitung, Übersetzung und Kommentar vorgenommen*.

Wie schon zur dritten Auflage des ersten Halbbandes wurden nun auch zu der des zweiten alle Abweichungen zwischen der älteren Textedition von W. Christ und der jüngeren von D. Ross (London 1924, ⁶1970) durchgesehen und die inhaltlich wichtigen aufgenommen. Sie sind am Ende des textkritischen Apparates angefügt und, soweit die Übersetzung der Lesart von Ross folgt, unterstrichen.

Ein besonderer Dank gebührt dem Verlag Felix Meiner, daß er diese Neuauflage mit den Verbesserungen ermöglicht hat.

Rom, September 1990

Der Herausgeber

* Sehr dankbar hat der Herausgeber auch Verbesserungshinweise von Herrn Kollegen M. Zubiria (Mendoza) empfangen.

EINLEITUNG ZUM ZWEITEN HALBBAND

1. Der Ansatz der aristotelischen ‚Metaphysik‘ bei der Kategorien-Einteilung des Seienden (IV 1 und 2; VII 1)

In ‚Metaphysik‘ IV 1–2 und VII 1 führt Aristoteles die sog. Erste Philosophie (die „Metaphysik“ nach späterer Bezeichnung) als Lehre vom „Seienden als solchem“ bzw. vom „Wesen“ (Substanz) ein und greift dabei auf die Kategorien-Einteilung des Seienden zurück, die er als schon vollzogen und bekannt voraussetzt. Sie ist in den ‚Categoriae‘ durchgeführt und in den ‚Topica‘ ausführlich erwähnt, die beide den logischen Schriften (‚Organon‘) angehören, und ist insofern eine sprachlich logische Einteilung, als sie den verschiedenen Gattungen nachgeht, nach denen Seiendes sprachlich, mittels der Ist-Copula, ausgesagt werden kann. Es ergeben sich als höchste Gattungen folgende „Kategorien“, d. h. „Aussageweisen“:

Washeit, Quantität, Qualität, Relation, Raum, Zeit, Lage, Haben/Verhalten, Tun und Leiden.

Diese Einteilung in ‚Categ.‘ Kap. 2 ff. läßt neben dem Bestreben, die Zehnzahl der Kategorien zu erreichen, zwei Unterscheidungsmerkmale erkennen: 1. „von einem Subjekt ausgesagt zu werden“ (*καθ' ὑποκειμένου λέγεσθαι*), und 2. „an einem Subjekt zu sein“ (*ἐν ὑποκειμένῳ εἶναι*), sowie deren vier Kombinationen, unter die alle Kategorien fallen müssen:

- Was von einem Subjekt ausgesagt wird, aber nicht an ihm ist, ist die Washeit, nach der ersten Kategorie.
- Was an einem Subjekt ist, aber nicht von ihm (als von ihm selbst) ausgesagt wird, sind die Eigenschaften, Akzi-

denzien, nach den übrigen Kategorien.

- Was von einem Subjekt ausgesagt wird und an einem Subjekt ist, sind gewisse Akzidenzien, die als Washeit von anderen Akzidenzien (als ihrem uneigentlichen Subjekt) ausgesagt werden und sich, zusammen mit diesen, an ihrem eigentlichen Subjekt befinden.
- Was weder von einem Subjekt ausgesagt wird, noch an einem Subjekt ist, sind die Einzeldinge selbst als letztes Aussagensubjekt, von denen jede Washeit ausgesagt wird und an denen die Akzidenzien sind¹.

Das Einzelding wird in ‚Categ.‘ Kap. 5 als „erstes Wesen“, d. h. erste Substanz, bezeichnet, die allgemeine Washeit dagegen als „zweites Wesen“. Die ‚Metaphysik‘ gewinnt in IV 1–2 und VII 1 aus der Kategorien-Einteilung die wichtige ontologische Unterscheidung zwischen substantiellem und akzidentellem Sein, sowie das Verständnis von Wesen/Substanz als „erstem Seienden“, dem Gegenstand der Metaphysik-Wissenschaft.

Die Kategorienlehre war für die Aristoteles-Forscher seit dem vergangenen Jahrhundert immer wieder Gegenstand kontrovershafter Diskussion und ist dies bis in die Gegenwart². Sie wirft u. a. folgende Probleme auf: die anscheinende Ungleichartigkeit der zwei Unterscheidungsmerkmale

¹ Zu Kants Kritik an Aristoteles, daß er die Kategorien nicht aus einem Prinzip systematisch deduziert, sondern aufs Geratewohl zusammengerafft habe, ist folgendes zu sagen: Einerseits ist es für den aristotelischen Realismus gerade das Auszeichnende, daß er von der vorgegebenen kategorialen Vielheit des Seienden ausgeht und sie nicht aus einem subjektiven Erkenntnisprinzip abzuleiten versucht, wie dies für moderne philosophische Systeme von Kant bis Hegel kennzeichnend ist. Andererseits entbehrt auch Aristoteles' Kategorien-Aufstellung nicht jeder Systematik, sondern folgt, wie dargelegt, gewissen Einteilungskriterien. Im übrigen haben Kants Kategorien mit den aristotelischen außer dem Namen nichts gemein.

² Siehe die Übersicht bei Ueberweg-Praechter, Bd. I, S. 112*–113*, über die ältere Literatur, die mit den Abhandlungen von Trendelenburg (1846) und Bonitz (1853) beginnt. In unseren Tagen hat sich u. a. auch K. v. Fritz zum Ursprung der aristotelischen Kategorien in Aufsätzen geäußert, die jetzt in dem Sammelband enthalten

in ‚Categ.‘ 2, von denen das eine, nämlich „von einem Subjekt ausgesagt zu werden“, ein sprachlich logisches zu sein scheint, das andere hingegen, „an einem Subjekt zu sein“, ein ontologisches; ferner die Einführung der Einzeldinge, die einerseits definitionsgemäß kein Ausgesagtes mehr sind, andererseits aber doch unter eine „Aussageweise“, die erste Kategorie, fallen sollen; weiter die Doppeldeutigkeit des „Subjekts“, das einmal bloß logisches Aussagen-Subjekt, zum andern konkretes Einzelding, Substanz, zu sein scheint; schließlich die merkwürdige Verwendung der zunächst nur sprachlich logischen Kategorien-Einteilung in der ‚Metaphysik‘ zur Einführung der Lehre vom Wesen (Substanz), dem ersten Seienden, bzw. vom Seienden als solchem. Die verschiedenen Probleme werden von den Forschern unter der einen Frage nach dem Ursprung der Kategorienlehre behandelt, nämlich ob sie nur aus grammatischen und logischen Unterscheidungen entspringe oder nur aus ontologischen oder aus beiden zusammen, wobei sich wieder fragt, ob bei Aristoteles nicht logische und ontologische Betrachtung noch ungeschieden in eins zusammengehen.

Die Frage nach dem Ursprung soll uns hier nicht beschäftigen. Was aber die erwähnten Probleme betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß Aristoteles durchaus um den Unterschied zwischen Logischem und Ontologischem weiß, so zwischen dem Sein des Erkenntnisgehaltes (des Wahren) „im Denken“ (*ἐν διανοίᾳ*, VI 2, 1027b 27) und außerhalb „in den Dingen“ (*ἐν τοῖς πράγμασι*, b 26) – wobei der Erkenntnisgehalt im Ding durch den im Denken, in der Seele, abgebildet wird, und dieser wiederum durch die sprachliche Äußerung, s. ‚De interpr.‘ 1 –, und daß ferner das Logische wie das in der Seele Gedachte und sprachlich Ausgesagte

sind: Schriften zur griechischen Logik, Bd. 2, Logik, Ontologie und Mathematik (Problemata 71), Stgtg, 1978, ferner in der Rezension zu L. M. De Rijk, *The Place of the Categories of Being in Aristotle's Philosophy* (ebd.). Es sei ferner auf die Literatur von Ackrill, Moravcsik und Patzig zur Kategorienlehre hingewiesen.

immer eine ontologische Voraussetzung hat, d. h. auf das (substantielle oder akzidentelle) Sein der Dinge bezogen ist. Hiernach sind die zwei Unterscheidungsmerkmale in ‚Categ.‘ 2 ff. keineswegs ungleichartig, sondern sind beide einerseits „logische“, sofern sie sprachliche Aussageweisen betreffen, haben aber beide andererseits einen Bezug auf das Sein der Dinge, nämlich auf das substantielle und akzidentelle: Was „von einem Subjekt (als *von ihm* selbst) ausgesagt wird“, sc. die Washeit, bezeichnet dieses als das, was es selbst *ist*, im Gegensatz zu dem, was nur „an ihm ist“, sc. den Akzidenzien, die zwar auch von ihm ausgesagt werden, aber nicht als *von ihm* selbst, sondern, genau genommen, als etwas *an ihm* (vgl. die Erläuterungen zu VII 1 im Kommentar-Teil).

Da das in der Seele Erkannte und sprachlich Ausgesagte und somit auch die Aussageweisen, Kategorien, bei Aristoteles einen Bezug auf reales Seiendes haben, ist klar, weshalb in der ersten Kategorie die Einzeldinge aufgeführt werden, obwohl sie keine Aussageweise sind, eben weil auf sie die nach der ersten Kategorie ausgesagte Washeit bezogen ist, wie die akzidentellen Bestimmungen nach den übrigen Kategorien auf die Akzidenzien an den Einzeldingen bezogen sind.

Wenn nun die Kategorien-Einteilung wegen ihres Realitätsbezuges nicht bloß eine „logische“ ist, sondern auch Seiendes, Reales, einteilt, so sollte sie deshalb m.E. nicht sogleich als eine „ontologische“ bezeichnet werden, wenn sie auch implizit von ontologischer Relevanz ist. Denn es kann aus ihr eine ontologische Unterscheidung gewonnen werden, nämlich die in ‚Metaph.‘ IV 2 und VII 1 vollzogene zwischen substantiellem und akzidentellem Sein, zwischen Subsistieren und Inhärieren, zwischen primärem, ursächlichem Sein der Substanz und sekundärem, abgeleitetem Sein der Akzidenzien. Da diese fundamentale Unterscheidung aus der schon aufgestellten Kategorien-Einteilung gewonnen wird und überhaupt erst die Einführung einer „Ontologie“ ermöglicht, einer Wissenschaft vom Seienden als solchem,

sc. vom primären Seienden, der Substanz, ist es nicht richtig, vom „ontologischen Ursprung“ der Kategorienlehre zu sprechen; denn was erst mit ihrer Hilfe gewonnen wird, kann nicht ihr Ursprung sein³.

Im folgenden ist noch kurz auf Versuche in jüngster Zeit einzugehen, welche die aristotelische Ontologie in Sprachphilosophie umdeuten und sich dabei auf jene ‚Metaphysik‘-Stellen stützen, die beim sprachlichen Ausdruck und bei der Kategorien-Einteilung ansetzen⁴. Letztlich sind sie von dem Interesse geleitet, in einer Zeit ohne Metaphysik wie der unsrigen, die als Ersatzformen u. a. auch Sprachphilosophie hervorbringt, die aristotelische Metaphysik dadurch zu „retten“, daß man sie sprachphilosophisch auslegt. Hiernach soll der Begriff des „Seienden als solchen“ nicht mehr das reale, erste Seiende, die Substanz, bezeichnen, sondern nur das Seiende in seiner formalen Allgemeinheit, und ebenso auch der Begriff des „Wesens“ nicht die reale Substanz, sondern nur das logische Subjekt der Aussage (in Anlehnung an Kants formal-logisches Objekt). Die aristotelische Metaphysik wäre somit lediglich eine Reflexion über gewisse „metaphysische“ Begriffe und Aussagen, über ihren

³ Gewiß bleiben K. v. Fritz' Beobachtungen bestehen, daß Aristoteles' Kategorienlehre insofern, philosophie-historisch gesehen, einen zweifachen Ursprung haben kann, als sie in den ‚Topica‘ vielleicht mehr aus der Auseinandersetzung mit der Sophistik, in den ‚Categoriae‘ mehr aus der mit Platon hervorzugehen scheint. Doch muß deshalb nicht jener Ursprung in den ‚Topica‘ ein „logischer“ und dieser in den ‚Categoriae‘ ein „ontologischer“ sein: Bei den eristischen Sophisten ergaben sich ja die Trugschlüsse nicht ohne den realen Bezug der Aussagen zu Seiendem. Und bei Platons Ideenlehre gingen Ontologisches und sprachlich Logisches häufig ungeschieden ineinander (anders als bei Aristoteles, der beides erstmals deutlich scheidet).

⁴ So W. Leszl, von Kant und Russell beeinflusst, in seinem Buch: *Aristotle's Conception of Ontology*, Padua 1975, über das Fr. Volpi im *Philos. Liter. Anz.* (31) 1978, 137–141, referiert. Einen ähnlichen Versuch sprachphilosophischer Auslegung von ‚Metaph.‘-Stellen machte P. Aubenque in einem Vortrag, den er im Wintersemester 1978/79 an der Universität München hielt.

„metaphysischen“ Anspruch und ihr Verhältnis zur Realität⁵. Aristoteles' Lehre von den Substanzen entspräche dann nur seiner (oder richtiger: einer modernen) sprachphilosophischen Forderung, ohne die Sprache und Kommunikation nicht mehr möglich wäre⁶. Schließlich sei „die Erkenntnis der Erkenntnis“ (*νόησις νοήσεως*) der göttlichen Substanz nichts anderes als das Gegenbild der menschlichen Selbstreflexion.

Gegen Interpretationsversuche solcher Art erheben sich jedoch folgende Einwände: Zunächst ist festzustellen, daß bei Aristoteles der sprachliche Ausdruck gewöhnlich immer eine reale Bedeutung hat, die auf Seiendes bezogen ist, sofern er, nach ‚De interpr.‘ 1, ein Abbild des Gedachten in der Seele, und dieses wiederum ein Abbild von realem Seienden ist. So besteht ein Vorrang des Realen vor dem Gedachten, und des Gedachten vor dem sprachlichen Ausgesagten⁷. Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks geht nicht auf bloß Gedachtes, sondern auf reales Seiendes

⁵ „... an inquiry which is concerned with the interrelationship between language (or conceptual activity in general) and reality“, Leszl, S. 49. Er verweist S. 424/25 auf Russells bekannte Kritik an der Klassischen Metaphysik, daß sie den Irrtum begehe, „auf die Weltstruktur die Struktur der Subjekt-Prädikat-Aussage zu übertragen“.

⁶ Leszl, S. 407.

⁷ Der Vorrang des Gedachten in der Seele vor dem sprachlich Ausgesagten dürfte auch dies implizieren: Unser Verstehen von realem Seienden geht dem sprachlichen Ausdruck voraus; wir haben immer schon mehr verstanden, als in die Sprache eingeht. (Die Sprache ist nur ein unvollkommenes Ausdrucksmittel dessen, was in der Seele vorgeht.) Es ist nicht so, als ob wir in der Sprache dächten und unser Denken ein sprachliches wäre (wie moderne Sprachphilosophie will), so daß Wittgensteins Satz gälte: Wovon man nicht adäquat sprechen könne, davon müsse man schweigen. Bei Aristoteles entspricht dem Ausagbaren das diskursive Denken, dem Nicht-Ausagbaren das intuitive Erfassen (einheitlicher Gegebenheiten des Seienden), und dieses ist die Voraussetzung für jenes. – Der Vorrang des Realen vor dem Gedachten besagt, daß unser Denken, Verstehen, immer auf Reales bezogen ist (vgl. z. B. IX 10, 1051b 6–9), und zuallererst auf den Seinsakt der Dinge (so daß das Seiende für

selbst, worauf ja das Gedachte seinerseits ganz verwiesen ist (im Gegensatz zur heutigen sprachtheoretischen Auffassung). Dies bestätigt sich an zahlreichen ‚Metaph.‘-Stellen, wo Aristoteles auf vorphilosophische sprachliche Ausdrücke zurückgreift, um aus ihnen metaphysische Bestimmungen über real Seiendes zu gewinnen⁸. Das Vorgehen wäre bei einer sprachphilosophischen Interpretation unerklärbar.

uns das Erstbekannte ist, s. Bd. I, Einltg. S. XXXVI ff.). — Die Kategorien lassen sich zwar aus den Ist-Aussagen entnehmen, jede Kategorie (Substanz und Akzidenzien) steht aber für etwas „unverbunden Gesagtes“ (‚Cat.‘ 2), nicht verbunden Ausgesagtes.

⁸ Um nur einige Stellen zu erwähnen: Buch IV 3 ff. führt die Argumentation gegen die Leugner der Widerspruchsfreiheit des Seins der Dinge so, daß nur dies gefordert wird, „etwas mit einem Wort zu bezeichnen“ (also nicht einmal eine Aussage zu machen), um die Widerspruchsfreiheit des Seins aufzuzeigen und die Leugner zu widerlegen. — Das Buch V bringt zu einigen Begriffen Bedeutungsanalysen, ausgehend von ihrem vorphilosophischen Sprachgebrauch, und gewinnt daraus ihre metaphysischen Bedeutungen, die reale Verhältnisse der Dinge betreffen. So entsprechen z. B. dem mehrfachen Gebrauch der Begriffe „Prinzip“ und „Ursache“ (V 1 und 2) die vier Ursachen, Stoff-, Form-, Bewegungs- und Zweckursache, die keineswegs etwa bloß logische Gründe, sondern reale, für die Dinge konstitutive, ihnen immanente (und teilweise auch transzendente) Ursachen sind. — In Buch IX 6 trifft Aristoteles die ontologisch wichtige Unterscheidung zwischen Bewegung und Wirklich-sein, wie zwischen Handlung, *πρᾶξις* (die den Zweck außerhalb ihrer in einem Werk hat), und Tätigkeit, *ἐνέργεια* (die den Zweck, „das Werk“, in ihr selbst hat) als „Wirklichkeit“, in der Bedeutung einer Seinsweise, wobei er auf ein sprachliches Indiz zurückgreift: Bei solchen Tätigkeiten kann man neben dem Präsens zugleich das präsentische Perfekt verwenden, z. B. „er sieht und hat (immer schon) gesehen“, nicht dagegen bei den bewegungsmäßig ablaufenden Handlungen, wie z. B. lernen, ein Haus bauen usw., wo man nicht sagen kann: „er lernt und hat (immer schon) gelernt“, „er baut und hat (immer schon) gebaut“. — In Buch IX 7 gibt die Tatsache, daß wir materielle Dinge nicht als ihren Stoff selbst, sondern nur als von der Art ihres Stoffes bezeichnen (z. B. einen Kasten nicht als Holz, sondern hölzern), Aufschluß darüber, daß ein Ding mehr ist als sein Stoff (nämlich neben dem Stoff auch eine Formursache hat) und weiter darüber, wann etwas der letzte Stoff eines Dinges ist (der von der Formursache geformt wird).

An keiner ‚Metaph.‘-Stelle reflektiert Aristoteles über die Möglichkeit des Sprechens von realem Seienden, sondern sofern er Ausdrücke oder Begriffe untersucht, richtet er den Blick auf den ihnen impliziten, ontologisch-metaphysischen Bedeutungsgehalt, um diesen explizit herauszustellen.

Der Gegenstand der Metaphysik, „das Seiende als solches“, betrifft, nach VI 1, gewisse Voraussetzungen zu den Dingen, die auch Gegenstände der Einzelwissenschaften sind, nämlich ihr Dasein und Sosein. Es ist klar, daß das Dasein und Sosein der Dinge ebensowenig logisch-formal verstanden werden kann, wie auch die Einzelwissenschaften nicht auf logisch formalisierte, sondern reale Gegenstände gehen⁹.

Das Seiende als solches ist bei Aristoteles gleichbedeutend mit dem Wesen, der Substanz, nach der ersten Kategorie und wird in VII 1 und 3, wie in ‚Categ.‘ 2, als das letzte Aussagen-Subjekt bestimmt, „das von nichts anderem mehr ausgesagt wird, während alles andere von ihm“. Daß mit diesem aber nicht das bloß logische, sprachlich satzmäßige Subjekt gemeint ist, geht aus den Kapiteln VII 1 und 3, wie aus ‚Categ.‘ 2, klar hervor, die das letzte Aussagen-Subjekt mit dem Einzelding gleichsetzen, das aus Stoff- und Formursache zusammengesetzt ist und den Akzidenzien, Eigen-

⁹ Daß zum Gegenstand der Metaphysik, dem Seienden als solchem, auch das Eine gehört, begründet Aristoteles mit einem sprachlichen Indiz so (IV 2, 1003b 22 ff.): In der Aussage, „er ist Mensch“ wird schon mitbezeichnet (und mitverstanden), daß er sowohl etwas Seiendes als auch Eines ist, weshalb es überflüssig ist zu sagen „er ist ein seiender Mensch“ und „er ist *ein* Mensch“. Zugleich zeigt das Argument, daß ontologische Aspekte der Dinge in Aussagen mitbezeichnet und -verstanden werden, auch wenn sie nicht eigens sprachlich ausgedrückt sind (vgl. o. Anm. 7). Beispiele dafür sind auch Aussagen ohne Ist-Copula, mit Vollverben wie diese: „der Mensch geht“, in der das Sein des Menschen mitverstanden ist, weshalb sie umgeformt werden kann zu: „der Mensch ist gehend“ (s. V 7, 1017a 27–30).

schaften, zugrunde liegt. Sehr aufschlußreich ist auch, daß Aristoteles die letzten Subjekte, die Substanzen, VII 1, 1028a 26, als „mehr seiend“ den Akzidenzien gegenüberstellt. Über Mehr- und Weniger-sein sagt aber die bloß logisch verstandene Satz-Copula „Ist“ als solche nichts aus, vielmehr muß es von einer seinsbezogenen Erfassung der Vernunft begleitet sein, die dem sprachlichen Ausdruck vorhergeht und ihm überlegen, vorrangig ist (s.o. Anm. 7). Dasselbe gilt von der Seinsanalogie, die in dem Mehr- und Wenigersein (wie im primären und sekundären Sein der Substanzen bzw. Akzidenzien) impliziert ist.

Schließlich ist noch die ontologisch grundlegende Unterscheidung zwischen Möglich-/Vermögend- und Wirklich-sein zu erwähnen, zu der sich die sprachlich logisch verstandene Ist-Aussage indifferent verhält; denn nach V 7, 1017b 2–3 kann die Aussage „er ist sehend“ sowohl bedeuten, daß jemand dem Vermögen nach sieht, als auch daß er wirklich sieht. Auch hier muß im Ist-Aussagen der real-ontologische Bezug auf das Möglich- und Wirklich-sein der Dinge vernunftmäßig erfaßt und an den Dingen selbst erschlossen werden, wie es in Buch IX geschieht. Eine bloß sprachphilosophische Interpretation scheitert hier ebenfalls.

II. Zur Seinsanalogie in Aristoteles' „Metaphysik“ (IV 2; IX 6; XII 4 und 5)

Wie zur Kategorien-Einteilung des Seienden gibt es auch zum Aspekt der Analogie des Seienden bei Aristoteles heute Versuche einer sprachphilosophischen bzw. semantischen Auslegung, so bei P. Aubenque¹⁰, der sich auf Untersuchun-

¹⁰ Siehe Aubenques Aufsatz, *Les origines de la doctrine de l'analogie de l'être. Sur l'histoire d'un contresens*, in: *Les Etudes philosophiques* (1) 1978, 3–12.

gen von G. E. L. Owen¹¹ bezieht. Nach Aubenque findet sich die Lehre von der Seinsanalogie „weder explizit noch auch implizit in irgendeinem Teil von Aristoteles' Werk“. Vielmehr habe sie sich erst in der Scholastik des Mittelalters ausgebildet und sei von daher „anachronistisch“ – sowie auch der Sache nach „widersinnig“ – auf Aristoteles' ‚Metaphysik‘ zurück übertragen worden. Aristoteles spreche nicht von einer Analogie des Seienden (wie später die Scholastik), sondern nur von einem Aussagen, Bezeichnen, des Seienden „auf Eines hin“ (πρὸς ἓν), womit lediglich eine „unité de signification par convergence“, eine „unité focale de signification“ (S. 3) gemeint sei, in Anlehnung an den von Owen eingeführten Ausdruck „focal meaning“. Soweit Aristoteles von Analogie (ἀναλογία) spreche, verstehe er sie im Sinne der mathematischen Proportionalität, $a : b = c : d$, (gemäß der bedeutungsgeschichtlichen Herkunft des Wortes), wie sie in V 6, 1016b 34, erwähnt werde, welche „die schwächste Form von Einheit“ sei, weil sie Dinge verschiedenster Gattungen verbinde. Er wende den Analogie-Begriff nicht auf das kategorial viele Seiende an (in IV 2), um es zu vereinheitlichen, sondern nur auf die Ursachen des Seienden (in XII 4 und 5), wobei er gerade die kategoriale Vielheit des Seienden als irreduzibel voraussetze, um durch die Analogie für die Ursachen noch ein „Minimum von Einheit“ und „Allgemeinheit“ zu bewahren. Es ergebe sich dann folgende viergliedrige Proportion: Wie das Wesen (Substanz) sich zu den Akzidenzien verhalte, so die Ursache des Wesens zu den Ursachen der Akzidenzien.

Um hierzu in der gebotenen Kürze Stellung zu nehmen: Aubenque bemerkt zwar richtig, daß die Beziehung des Seienden „auf Eines hin“ von Aristoteles nicht Analogie genannt wird, er übersieht deswegen jedoch, daß sie mit der Analogie der Ursachen in engstem Zusammenhang steht. Es

¹¹ G. E. L. Owen, *Logic and Metaphysics in some earlier works of Aristotle*, in: *Aristotle and Plato in the Mid-Fourth Century* (Actes du 1er Symposium aristotelicum, Oxford 1957).

zeigt sich nämlich in Aristoteles' ‚Metaphysik‘, daß

1. die Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines hin selbst einen ursächlichen Aspekt hat und ihr somit eine ursächliche Analogie entspricht,
2. die Analogie der Ursachen ihrerseits eine Beziehung auf Eines hin enthält und
3. die Analogie der Ursachen überhaupt keine solche im Sinne der mathematischen Analogie, sondern eine spezifisch ontologische ist.

Zu 1. In der Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines hin bezeichnet Aristoteles das Eine in IV 2 ausdrücklich als Prinzip (*πρὸς μίαν ἀρχήν*, 1003b 6), sc. die Substanz, wovon das übrige, das nach ihm abgeleiteterweise Seiendes genannt wird, sc. die Akzidenzien, ursächlich abhängen. Bei der Auffassung von dem Einen bloß als „focal meaning“ — d. h. als Hauptbedeutung des Seienden in einem Umfeld von Nebenbedeutungen — wird der ursächliche Aspekt gar nicht sichtbar. Und doch ist er sehr wichtig, um den Zusammenhang zwischen der kategorialen Beziehung auf Eines, sc. der Akzidenzien auf die Substanz, und der Analogie der Ursachen zu sehen; denn die Substanzen stehen selbst wieder in der Rangfolge „einer ersten und einer folgenden“ (1004a 4), d. h. sie sind wieder auf Eines ausgerichtet, auf eine erste Substanz, die erste Ursache für alle übrigen und für die Ursachen in ihnen ist. Der ursächliche Aspekt kommt auch darin zum Ausdruck, daß das, was auf Eines hin ausgesagt wird, „weniger ist“, und jenes Eine selbst „mehr ist“. So bezeichnet Kap. VII 1, 1028a 26, die Substanzen als „mehr Seiendes“. Seinsgrade des Mehr- und Weniger-seins lassen sich aber durch keine sprachphilosophische Semantik erfassen, die auf die Bedeutungen des Wortes „seiend“ acht hat, sondern nur durch ein eigenes ontologisches Verständnis. — Man beachte auch die Lehre in II 2: Das, wonach alles übrige seiend und wahr genannt wird, muß selbst im höchsten Grade (*μάλιστα*, 993b 24) diese Merkmale haben und Ursache dafür sein, daß sie sich auch in allem übrigen nach ihm Genannten finden. Was Ursache

des Wahrseins (und Seins) für das Spätere (Nachgeordnete, Abhängige) ist, muß selbst wahrer (und seiender) sein, und die erste Ursache muß am wahrsten sein (wie auch am meisten seiend; denn es hat zu Sein und Wahrheit dasselbe Verhältnis, b 23–31). — Daß Aristoteles den Analogie-Begriff nicht nur auf die Ursachen des Seienden anwendet (wie in XII 4–5), sondern auch auf das verursachte Seiende, zeigt eine wichtige Stelle in IX 6, 1048a 35–b 9 (von Aubenque nicht berücksichtigt), wonach das in Möglichkeit und in Wirklichkeit Seiende nicht mehr definiert werden kann — wie auch überhaupt das Seiende nicht —, sondern nur induktiv „durch das Analoge zusammenzuschauen“ ist (*τῷ ἀνάλογον συννοῶν*, a 37, b 7): Als Beispiele für das Wirkliche und Mögliche werden angeführt der Bauende und Baufähige, der Wachende und Schlafende, der Sehende und Sehfähige, der die Augen geschlossen hat, sowie allgemein das Bestimmte und das Unbestimmte/Bestimmbare. Beide Seinsweisen werden dann zuletzt auf die Wesens- bzw. Formursache und die Stoffursache zurückbezogen, b 7–9. Die Beispiele sind sehr lehrreich; denn sie zeigen einerseits analoge, proportionale Verhältnisse auf, sofern das zu erschließende Wirkliche und Mögliche in verschiedenen, schon bekannten Beispielfällen als das analog Gleiche, Gemeinsame, „zusammengeschaut“ werden soll: Die Wirklichkeit (und Möglichkeit) des Bauens verhält sich zum Bauenden so, wie die Wirklichkeit (und Möglichkeit) des Sehens zum Sehenden usw. Andererseits lassen sie aber unschwer auch die Beziehung auf ursächliche Prinzipien erkennen, sofern sie Akzidenzien einer Substanz anführen (Bauen, Sehen usw. des Menschen), und diese letztlich auf die Form- und Stoffursache der Substanz hin ausrichten. — Die traditionelle Interpretation der Seinsanalogie bei Aristoteles wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt: Das Gute ist ein Merkmal, welches das Seiende ebenso durch alle Kategorien begleitet wie das des Einen und Wahren. Vom Guten stellt nun Aristoteles in ‚Nik. Ethik‘ I 4 ausdrücklich fest, daß es „nach Analogie“ Eines ist, nicht von gattungsmäßig allge-

meiner Einheit, wie die platonische Idee des Guten (denn Platon setzte die allgemeinen Arten und Gattungen als Wesenheiten der Sinnesdinge, als Ideen abgetrennt von ihnen, an). Also wird dasselbe auch vom Seienden gelten.

Zu 2. In XII 4–5 stellt Aristoteles fest, daß bei verschiedenem Seienden einerseits die Ursachen je verschiedene sind, andererseits analog dieselben, nämlich Form, Privation (der Form) und Stoff. Als verschiedenes Seiendes führt er sowohl das verschiedener Kategorien an, Akzidenzien und Substanz, als auch solches innerhalb der ersten Kategorie, verschiedene Arten von Substanzen (anorganische und organische, wie Fleisch, Knochen). Die Analogie ist nicht die, wie Aubenque interpretiert, daß sich die Ursachen der Akzidenzien so zu denen der Substanz verhalten wie die Akzidenzien zur Substanz. Sondern die zu erschließenden Ursachen selbst müssen in analoger Gleichheit stehen, d. h. die Ursachen der Akzidenzien verhalten sich zu diesen analog gleich wie die Ursachen der Substanzen zu diesen. Nur so kann auch das Beispiel verschiedener Substanzen erfaßt werden: Die Ursachen der Substanz₁ verhalten sich zu dieser analog gleich wie die Ursachen der Substanz₂ zu dieser. Weiter wird auch verständlich, daß die Analogien, die sich durch Beispiele beliebig vermehren lassen (und keineswegs auf eine viergliedrige Proportionalität beschränkbar sind), Beziehung auf ein erstes Analogat haben, das eine erste Ursache und eine erste Substanz ist. Eine wichtige Ergänzung hierzu ist das Kap. XII 10, wonach alles Seiende (mit seinen immanenten Ursachen) auf eine erste Ursache, ein „abgetrenntes“, d. h. transzendentes Zweckprinzip, das höchste Gute, als „auf Eines hingeordnet“ ist, 1075a 18–19.

Zu 3. Weil die Analogie der Seinsursachen die Beziehung auf eine erste Ursache, im Gegensatz zur bloß mathematisch verstandenen Analogie, enthält, ist sie von dieser verschieden und muß als spezifisch ontologische Analogie erfaßt werden. Dem entspricht, daß die Analogie der Ursachen und gleicherweise die Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines hin von ganz anderer Allgemeinheit sind als

der der Gattungen; einer Allgemeinheit, die am besten als „ontologische“ zu bezeichnen wäre. Dieser Aspekt bleibt bei der Auffassung von jenem Einen bloß als „focal meaning“ völlig verdeckt und geht weder aus der mathematischen Analogie als solcher, noch aus der Angabe in V 6, 1016b 34–35, über das analog Eine hervor, wenn man sie nur semantisch interpretiert, wonach das analog Eine das ist, was verschiedene Gattungen verbindet; denn daraus, daß etwas einheitlich Gemeinsames sogar verschiedener Gattungen ist, läßt sich noch nicht entnehmen, daß es selbst überhaupt nicht mehr von gattungsmäßiger, sondern von ganz anderer Allgemeinheit ist. Um dies zu sehen, muß man berücksichtigen, daß Aristoteles die Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines hin und, damit verbunden, die Analogie der Seinsursachen (wieder mit Beziehung auf Eines, eine erste Ursache) entdeckt hat bei der Lösung gewisser metaphysischer Probleme über das Einzelne und Allgemeine: So geht das Kap. IV 2 die 3. und 4. Aporie von III 2 an, ob *eine* Wissenschaft von allen Substanzen handeln könne; denn dann müßte sie auch zu all deren Eigenschaften Beweise führen, was jedoch die verschiedenen Einzelwissenschaften leisten. Das Problem ist dabei, das einheitlich Gemeinsame in dem kategorial vielen Seienden zu erfassen. Ein wichtiger Lösungsansatz liegt schon in der (III 3, 998b 22, gewonnenen) Einsicht, daß das Seiende keine Gattung mehr ist, also nicht mehr von gattungsmäßiger Allgemeinheit, die immer entweder univok (synonym = bedeutungsgleich) für alles, was unter ihr befaßt wird, oder äquivok (homonym = bloß namensgleich) ist. In IV 2 und VII 4 wird das genannte Problem durch die Entdeckung gelöst, daß das Seiende weder durch univoke noch durch äquivoke Bedeutung Allgemeines ist, sondern durch Beziehung seiner kategorialen Gattungen auf Eines hin, sc. auf ein ursächliches Prinzip. Die Kap. XII 4 und 5 betreffen die 9. und 15. Aporie (aus III 4 und 6), ob die Prinzipien bzw. Ursachen der Dinge allgemeine oder einzelne sind: Wenn sie nicht mit den einzelnen Dingen selbst zusammenfallen sol-

len, müssen sie allgemeiner sein als sie, als gattungsmäßiges Allgemeines aber lassen sie die Einzeldinge unbestimmt „neben“ sich (wie z. B. Platons Ideen das Einzelne „neben“ sich lassen und „abgetrennt“ von ihnen sind), während sie doch in ihnen liegen sollen. Aristoteles' Lösung geht dahin, daß die Ursachen der Akzidenzien und ihrer Substanzen in diesen liegen und so einerseits selbst einzelne, verschiedene, sind, aber analog-allgemein bei allen doch dieselben. Rein sprachphilosophisch könnte die analoge Allgemeinheit (wie bei Aubenque) als „minimale“, schwächste, erscheinen; ontologisch jedoch ist sie als umfassendste gerade die stärkste, weil sie jeweils die Beziehung auf ein Seinsprinzip einschließt, in letzter Hinsicht die auf ein höchstes, transzendentes.

Als Ergebnis ist festzuhalten: Sowohl die Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines als auch die der Analogie der Seinsursachen sind von ontologischer (nicht mehr logisch-gattungsmäßiger) Allgemeinheit und stehen dadurch in innerem Zusammenhang. Die Analogie der Seinsursachen zeigt in XII 4 und 5 (sowie 10) eine Beziehung auf Eines, eine erste Ursache. Und der Beziehung des verursachten Seienden auf Eines entspricht eine ursächliche Analogie, was zwar nicht in IV 2, hingegen in IX 6 ausdrücklich dargelegt wird. Daß Aristoteles in IV 2 nicht den Analogie-Begriff verwendet, leuchtet ein; denn die Beziehung auf Eines ist selbst keine Analogie — die ja immer eine Art der Verhältnismäßigkeit bedeutet (bei den Scholastikern steht häufig für das griechische Wort das lateinische ‚proportio‘) —, wohl aber ein Wesensmerkmal der ontologischen (seinsmäßigen) Analogie, im Gegensatz zur mathematisch verstandenen¹².

¹² Thomas v. Aqu. interpretiert die Stelle in IV 2 ganz richtig in dem Sinne, daß der Beziehung des kategorial vielen Seienden auf Eines hin eine Analogie zugrunde liegt (*In Metaph.*, Nr. 535) und versteht diese so (*Sent.* III d.1, q. 1, a. 1): *Sicut se habet substantia ad esse sibi debitum, ita et qualitas ad esse sui generis conveniens*. Aubenque übt hieran Kritik, weil Thomas angeblich zwei Voraussetzungen mache, die Aristoteles nicht kenne (a.a.O., S. 9): „... la première est que l'être infinitif (esse) soit exhaussé au-delà de

*III. Zur metaphysischen Bedeutung des ersten,
unbewegten Bewegungsprinzips (XII 6 ff.)*

Abschließend fügen wir noch eine Vorbemerkung zu Buch XII hinzu, das von der sog. „abgetrennten“, „unbewegten“, „göttlichen“ Substanz handelt, dem ersten Bewegungs- und Zweckprinzip alles Seienden. Äußerlich betrachtet, scheint es nichts anderes als die Fortsetzung von ‚Physik‘-Buch VIII zu sein, wie schon die von dort übernommenen Begriffe des unbewegten Bewegenden, ‚Metaph.‘ XII 7, 1072a 25, und der unbewegten Substanz, Kap. 1, 1069a 34; 6, 1071b 4, nahelegen. Inhaltlich gesehen, stützt sich der Beweisgang in Kap. 6 über die Existenz dieser Substanz auch auf Argumente aus ‚Phys.‘ VIII 1, daß es immer eine Bewegung gab und geben wird, sc. die kreisförmige des Fixsternhimmels, und ihr entsprechend immer Zeit. „Physikalische“ (= naturphilosophische) bzw. kosmologische Gedankengänge enthalten ferner Kap. 6, Ende (1072a 7 ff.), über die periodische Wiederkehr von Naturabläufen (nach ‚De gen. et corr.‘ II 4 ff. und 10–12), und vor allem Kap. 8, das aus der Anzahl der zusammengesetzten und einfachen Gestirnsbewegungen zurückschließt auf die Anzahl der unbewegten Bewegungsprinzipien (die Vernunftwesen und seeleischen Prinzipien der Himmelssphären bzw. -gestirne sind).

Aufgrund dieser Tatsache findet sich heute in allgemeinen Darstellungen über Aristoteles’ Philosophie wie auch in

l'étant comme ce à quoi la substance elle-même (ousia) participe à proportion de son essence (également ousia en grec!); la seconde, plus importante encore, est la dissociation, ignorée par Aristote, de l'être et de l'essence. . .“ Doch ist dies ein Mißverständnis: Das ‚esse‘ in dem Thomas-Zitat meint nicht das transzendente Sein selbst, jenseits der (materiellen, erfahrbaren) Substanz, sondern das Sein dieser Substanz, das mit ihrer Wesenheit verbunden ist. Die Analogie ist also diese: Wie sich die Substanz zu ihrem (substantiellen) Sein verhält, so die Qualität zum Sein ihrer Gattung, d. h. zu ihrem qualitativen Sein. Dieselbe Struktur weist die Analogie auf, die Aristoteles hins. des Wirklich- (und Möglich-) Seins in IX 6 darlegt (s.o.).

Fachliteratur zu ‚Metaph.‘-Buch XII überwiegend die Interpretation, daß die aristotelische Metaphysik letzten Endes Kosmologie sei, verbunden mit einer von Platon übernommenen (und von religiösen Vorstellungen bedingten) „Theologie“¹³: Die Ordnung des Seienden zeige sich im Aufbau des Kosmos (wörtl. „Schmuck“, schöne Anordnung), mit der Erde im Zentrum sowie der Fixsternsphäre an der Peripherie: dazwischen angeordnet die Elemente des Wassers (des Okeanos), der Luft, des Feuers und des Äthers (der Gestirne und ihrer Sphären, „Kugelschalen“); und außerhalb an der Peripherie die immateriellen, göttlichen Vernunftwesen, welche die Himmelsbewegungen und mittelbar über sie die Bewegungen in der Natur „unter dem Mond“ verursachen, wobei in den Lebewesen auch eigene seelische Bewegungsprinzipien liegen, beim Menschen zudem ein vernunftmäßiges Seelenvermögen, so daß er gleichsam als Mikrokosmos ein materielles und immaterielles Prinzip in sich vereinigt.

Die physikalisch-kosmologische Interpretation begünstigt, wie sich von selbst versteht, die heute allgemeine Kritik an Aristoteles' Metaphysik und läßt bloß noch ein philosophie-historisches Interesse an ihr übrig. Und dies nicht nur deshalb, weil die aristotelische Physik und Kosmologie durch die neuzeitlichen Naturwissenschaften weitgehend überholt sind, sondern weil sie auch unter philosophischem Gesichtspunkt in sich als sehr problematisch erscheinen: So ergebe sich vor allem das Problem, daß einerseits nach ‚De caelo‘ der Ätherstoff der Gestirnsphären selbst bewegungsbegabt sei, andererseits aber diese Sphären nach ‚Metaph.‘ XII von einer unbewegten, stofflosen Substanz als ihrem Bewegungsprinzip bewegt werden sollten, das von den Welt dingen „abgetrennt“, transzendent, sei und nur „wie ein Geliebtes“ bewege. Dabei bleibe unverständlich, wie die-

¹³ Einen guten Einblick in die neuere Literatur und die Problematik einer kosmologisch auslegenden Interpretation gibt J. Owens, *The Doctrine of Being etc.*, Toronto ² 1963.

ses unstoffliche Prinzip die Gestirnssphären in Kreisbewegung setzen solle. Auch müßten die Gestirne selbst ein Streben hin zu dem „Geliebten“ und d. h. ein seelisches Bewegungsprinzip haben. Ferner sei unklar, ob die „unbewegte (göttliche) Substanz“ nicht vielleicht in XII 6 ff. durchwegs als Gattungsbegriff einer Mehrzahl solcher Substanzen zu nehmen sei, so daß es bei Aristoteles überhaupt keine erste, singuläre Substanz in ausgezeichnete Weise gebe (und damit auch keinen Monotheismus).

Zur vorgetragenen Interpretation ist zu sagen, daß sie sich als viel zu einseitig erweist. Es stimmt zwar, daß ‚Metaph.‘ XII auch einen kosmologischen Aspekt hat, doch gehen in diesem Buch die Gedankengänge weit über ‚Physik‘ VIII hinaus und sind teilweise ganz neuen, „metaphysischen“ Inhaltes¹⁴. Daß es an die ‚Physik‘-Untersuchungen anschließt, hat seinen Grund darin, daß diese selbst gewisse metaphysische Voraussetzungen enthalten, die erst in der ‚Metaphysik‘ zum vollen Austrag kommen¹⁵. So weist die ‚Physik‘ vor allem auch durch den Begriff, den sie von den „unbewegten“ Bewegungsprinzipien gewinnt, über sich hinaus auf die ‚Metaphysik‘; denn sie selbst befaßt sich ja nur mit den Naturdingen, insofern sie bewegt sind.

Auf die metaphysische Bedeutung des höchsten, unbewegten Bewegungsprinzips geht der Kommentar-Teil ausführlich ein und versucht auch die o.gen. Probleme zu klären. Hier sei nur noch kurz auf zwei besonders wichtige metaphysische Bestimmungen jenes Prinzips hingewiesen:

1. Es ist „seinem Wesen nach Wirklichkeit“, XII 6, 1071b 20. Der Begriff der Wirklichkeit wurde mit dem der Möglichkeit in IX 6 in seinsbezogener (ontologisch-metaphysischer) Bedeutung eingeführt und dient nun dazu, das höch-

¹⁴ Siehe die Inhaltsübersicht in Band I, S. XIX ff. und die Erläuterungen im Kommentar-Teil des vorl. Bandes.

¹⁵ Vgl. meinen Aufsatz ‚Zur metaphysischen Voraussetzung in Aristoteles‘ Physica‘, in: Natur und Geschichte (X. Dt. Kongr. f. Philos. 1972), Hamburg (Meiner) 1973, S. 429–437.

ste, unbewegte Bewegungsprinzip zu bestimmen, das abgetrennt von, d. h. transzendent zu allem bewegten Seienden ist; denn da alle Bewegung ein Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ist (‚Phys.‘ III 1 ff.), hat alles bewegte Seiende wesentlich immer etwas von Möglichkeit und (in anderer Hinsicht) von Materialität in sich. Allein das transzendente, unbewegte Bewegungsprinzip ist seinem Wesen nach gänzlich nur Wirklichkeit, ohne jedes materielle Prinzip, ohne Ausdehnung, ewig und notwendig, von unendlicher Macht (XII 7, 1073a 3 ff.): Eine Bestimmung, die, streng genommen, nur einer einzigen Substanz zukommen kann; denn eine zweite mit derselben Bestimmung könnte sich von der ersten in nichts unterscheiden und müßte mit ihr in eins zusammenfallen. (Dem entspricht, daß sie in XII 7 als „der Gott“, im Singular, bezeichnet wird, b 30). Auch leitet Aristoteles von ihr als transzendenter Formursache des Kosmos her ab, daß es nur einen einzigen Kosmos geben kann (8, 1074a 31 ff.).

2. Das höchste, unbewegte Bewegungsprinzip ist Zweckursache im Bereich des unbewegten Seienden. Damit ist es nicht mehr in physischer, sondern in neuer, metaphysischer Bedeutung verstanden. In der ‚Physik‘ ist nämlich die Zweckursache der Inbegriff der Natur, d. h. sie ist immanentes Prinzip in den bewegten Naturdingen, alle Bewegungen (Entstehung, Veränderung u. a.) leitend, deren Endzweck sie ist (griech. *Telos* = Ende, Zweck). So gilt hiernach, daß „das erste Bewegende nicht im Unbewegten ist“, wie es in ‚Metaph.‘ XI 1, 1059a 38, heißt (in der Darlegung der 1. Aporie aus Buch III 1 u. 2). Anders in Buch XII 7, wo ein Worum-willen, ein Zweckprinzip, „im Unbewegten“ (1072b 1–2) eingeführt und als ein letztes bzw. erstes „Wofür“ vom Worum-willen im Bewegten (nach der engeren, physischen Bedeutung) abgehoben wird (b 2–3)¹⁶. Aristoteles

¹⁶ D. Ross bezieht in seinem Kommentar zur angegebenen Stelle leider fälschlich auf das oberste Zweckprinzip das Worum-willen, nicht das Wofür. Der Zusammenhang beider Zweckursachen ist die-

teles gebraucht für dieses Prinzip die schöne Metapher aus dem psychologischen Bereich, daß es wie ein Erstrebtes, „Geliebtes“ bewegt (vgl. ‚De an.‘ III 9–10, wonach das erste Bewegungsprinzip für die strebende Seele das erstrebte Objekt außerhalb ihrer ist). In ihrer metaphysischen Bedeutung ist diese Bestimmung ebenfalls einzigartig: Das transzendente Zweckprinzip als erstes Wofür alles Seienden, worauf dieses bezogen ist (s. XII 10), muß eine einzige Substanz sein; eine zweite mit derselben Bestimmung könnte sich von ihr in nichts unterscheiden¹⁷.

Mit den beiden hier herausgehobenen, metaphysischen Bestimmungen über das höchste, unbewegte Bewegungsprinzip verbindet Aristoteles, wie schon erwähnt, die „theologische“ Aussage, daß seine reine Wirklichkeit zugleich reine Vernunfttätigkeit ist, und daß es selbst glückseliges Vernunftwesen, „der Gott“, sein muß (XII 7, 1072b 14–30).

ser: Wiewohl alle Naturdinge, in der Ordnung der Bewegung, von immanenten Zweckprinzipien geleitet sind (ihrem letzten bzw. ersten Worum-willen), sind sie doch, in der Ordnung ihres Seins, nochmals auf ein erstes Wofür bezogen, d. h. auf ein transzendentes Prinzip, für das sie sind; denn alles Seiende strebt nach Kräften danach, am Sein (dem Guten) teilzuhaben und sich darin zu erhalten, wie Aristoteles lehrt (‚De gen. an.‘ II 1, ‚De an.‘ II 4 und ‚De caelo‘ II 12).

¹⁷ Ross überträgt die Bestimmung des obersten Bewegungsprinzips von Kap. XII 7, nämlich „wie ein Geliebtes“ zu bewegen, fälschlich auch auf die in Kap. 8 erschlossenen 55 unbewegten Bewegter. Von ihnen heißt es zwar (1074a 23), daß sie Zweck der Bewegungen der (ihnen zugeordneten) Himmelsgestirne bzw. -sphären sind. Doch sind sie dies in ähnlicher Weise wie die Zweckursachen in den (sublunaren) Naturdingen, d. h. als Worum-willen ihrer Bewegungen, nicht als erstes Wofür ihres Seins. So wirkt hier Ross' Fehlinterpretation der Stelle in Kap. 7, 1072 b 1–3, nach.